

## ALBERT SCHWEITZER

### Eine gottesdienliche Rede \*

Von Walther von Loewenich

Am 14. Januar 1875 ist Albert Schweitzer in Kaysersberg im Elsaß als Sohn des Pfarrers Ludwig Schweitzer geboren. Dieses Mannes und seines Werkes soll im heutigen Gottesdienst gedacht werden. Aber darf in einem Gottesdienst die Erinnerung an einen Menschen und an ein Menschenwerk im Mittelpunkt stehen? Anfang, Mitte und Ziel eines christlichen Gottesdienstes kann nur die Anbetung und Verherrlichung des Gottes sein, der uns in Jesus Christus sein Vaterherz zugewandt hat. Christliche Verkündigung ist Zeugnis von dem Christusgeschehen. Aber in seiner Barmherzigkeit gefällt es Gott, menschliches Zeugnis in den Dienst dieses Christusgeschehens zu stellen. Das Christusgeschehen ist nicht eingengt auf ein einmaliges historisches Faktum; es verwirklicht sich fort und fort in Wort und Werk seiner Zeugen. Ein Zeuge Jesu in Wort und Werk war Albert Schweitzer, der Mann, dessen in dieser Stunde gedacht werden soll. Es soll der Verkündigung dienen, wenn wir uns heute mit Leben und Gestalt dieses Mannes befassen, wenn das auch in der Form einer sozusagen indirekten Verkündigung, auf der Grenze zwischen Vortrag und Predigt, geschieht. Der Predigt gebührt die freie Rede; die indirekte Verkündigung, in der Mitte zwischen Vortrag und Predigt, legt uns die Form gebundenen Wortes nahe. Das Zeugnis Albert Schweitzers stellen wir unter zwei Worte Jesu, wie sie uns Matth. 16,25 und Luk. 12,49 überliefert sind. So spricht Jesus: »Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden«. »Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!«

Am 26. März 1913 trat Albert Schweitzer zusammen mit seiner Frau Helene, einer Tochter des Straßburger Historikers Harry Breslau, die Reise nach Lambarene in Äquatorialafrika an, um dort als Urwalddoktor den Eingeborenen zu dienen. Wie war es dazu gekommen? Bereits 1896 hatte der Student während der Pfingstferien im elterlichen Pfarrhaus in Günsbach einen entscheidenden Entschluß gefaßt. Hören wir ihn selbst darüber! »Noch bevor ich aufstand, in ruhigem Überlegen, während

\* Gehalten am 12. Januar 1975 in der Kreuzkirche zu München im Zusammenhang mit der 100. Wiederkehr des Geburtstages Albert Schweitzers.

draußen die Vögel sangen, wurde ich mit mir selbst dahin eins, daß ich mich bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr für berechtigt halten wollte, der Wissenschaft und der Kunst zu leben, um mich von da an einem unmittelbaren menschlichen Dienen zu weihen. Gar viel hatte mich beschäftigt, welche Bedeutung dem Worte Jesu, »wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinet- und des Evangeliums willen, der wird es behalten« für mich zukomme. Jetzt war sie gefunden. Zu dem äußeren Glück besaß ich nun das innerliche.« Er hatte zunächst an eine Fürsorge für verwahrloste Kinder, für Vagabunden und entlassene Gefangene gedacht. In diesen Plänen sah sich Schweitzer gehemmt durch die Schwerfälligkeit der europäischen Bürokratie. Da fand er an einem Herbstmorgen des Jahres 1904 auf seinem Schreibtisch im Thomasstift ein Heft der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft mit einem Artikel, der einen Hilferuf um Mitarbeit im französischen Kongogebiet enthielt. »Als ich mit dem Lesen fertig war, nahm ich ruhig meine Arbeit vor. Das Suchen hatte ein Ende.« Erbeten war in erster Linie ärztliche Hilfe. Schweitzer machte sich diese Bitte zu eigen. Die Religion der Liebe, der bisher sein wissenschaftliches Bemühen gegolten hatte, sollte nun in die Tat umgesetzt werden. Zudem wußte Schweitzer sehr wohl, daß seiner Anstellung als Missionar theologische Bedenken entgegengesetzt wurden. Darum wollte er als Arzt dienen. Als er am 13. Oktober 1905 seinen Entschluß bekannt gab, stieß er auf Unverständnis und heftigen Widerstand bei Lehrern, Freunden und Verwandten. Man hielt ihn für leicht verrückt. Ähnlich war es seinem Meister ergangen (Markus 3,21). Er ließ sich dadurch nicht beirren. Er wollte sein »Leben« aufgeben um Jesu willen. Er gab in der Tat ein ungewöhnlich erfolgreiches, vielversprechendes Leben auf. Nach einer glücklichen Kindheit und Schulzeit hatte er in Straßburg das Studium der Theologie begonnen und 1898 sein Examen abgelegt. 1899 erfolgte seine Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über die Religionsphilosophie Kants, die von einer bemerkenswerten Selbständigkeit seines Denkens zeugte. Sein Doktorvater ermunterte ihn zur Habilitation in der Philosophischen Fakultät. Schweitzer wollte aber theologisch weiterarbeiten. Er übernahm ein Predigtamt in Straßburg und erwarb am 21. Juli 1900 den Licentiaten der Theologie durch Studien über das Abendmahlsproblem. Seine theologische Habilitationsschrift behandelte das Messianitäts- und Leidensgeheimnis Jesu. Am 1. März 1902 hielt er seine Antrittsvorlesung als Privatdozent. 1906 erschien die erste Auflage seines epochemachenden Werkes über die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung mit dem Titel »Von Reimarus zu Wrede«. Es war mehr als eine gelehrte Untersuchung; es stellte die Jesus-Forschung vor eine völlig neue

Situation. Es zwingt noch heute zu wissenschaftlicher Auseinandersetzung. Das modern-liberale Jesus-Bild war zum Einsturz gebracht. 1911 — Schweitzer war damals bereits gleichzeitig Student der Medizin — erschien seine Geschichte der Paulinischen Forschung von der Reformation bis zur Gegenwart, eine Vorarbeit zu dem umfassenden eigenständigen Werk über »Die Mystik des Apostels Paulus« von 1930.

Aber dieser junge, höchst produktive und originelle Gelehrte war inzwischen zugleich zu einem anerkannten Orgelvirtuosen herangewachsen. Seine frühen Orgelstudien im Elsaß setzte er seit 1893 bei dem berühmten Orgelmeister Widor in Paris fort. Er interessierte sich für die Technik des Orgelbaus. Es wurde ihm klar, daß die perfektionierte moderne Orgel des ausgehenden 19. Jahrhunderts dem Klangideal der großen barocken Orgelmusik nicht entspricht. Schweitzer wurde zu einem anerkannten Führer in der neuen Orgelbewegung. Er sprach auf Kongressen. Die Hörer strömten zu seinen Konzerten, die ihn später durch ganz Europa führten. 1906 veröffentlichte er seine Studien über den Orgelbau. Seine besondere Liebe galt Johann Sebastian Bach. Seine Bachstudien faßte er zusammen in dem monumentalen Werk über Joh. Seb. Bach, das zuerst 1905 in Frankreich, später auch in Deutschland erschien. Schweitzer geht auch hier, wie in seiner neutestamentlichen Forschung, völlig neue Wege. Seine Bachinterpretation fußt auf einer minutiösen Kenntnis und auf einer immer wieder erprobten Wiedergabe der Werke. Sie ist mindestens ebenso epochemachend geworden wie sein Beitrag zur Leben-Jesu-Forschung. Seit Schweitzer hört und spielt man Bach anders als vorher. Schweitzer wurde auch Mitarbeiter an der großen kritischen Ausgabe von Bachs Orgelwerken.

Und dieser junge Forscher, Theologe, Philosoph, Musiker und Orgelsachverständiger betreibt gleichzeitig von 1905—1912 das Studium der Medizin in Straßburg und der Tropenmedizin in Paris und schreibt eine medizinische Dissertation über »Die psychiatrische Beurteilung Jesu«. Er versenkt sich in die Methoden naturwissenschaftlichen Denkens und empfindet das dankbar als Erweiterung seines Gesichtskreises.

Er verschlägt einem den Atem, wenn man sich den Reichtum dieses genialen Lebens vergegenwärtigt. Es verschlägt einem noch mehr den Atem, wenn man vernimmt, daß dieser einzigartige Mann bereit ist, das alles preiszugeben um des schlichten Dienstes willen an den armen, gequälten Menschen eines unwirtlichen Landes in der Wildnis »zwischen Wasser und Urwald«.

Nach sorgfältiger planmäßiger Vorbereitung — 70 Kisten mußten verpackt werden — ging Albert Schweitzer an Bord. Von 1913—17 dauerte sein erster Aufenthalt in Lambarene. Über die Schwierigkeiten, mit de-

nen er zu kämpfen hatte, kann man nachlesen in seinem Buch »Zwischen Wasser und Urwald« und in den »Mitteilungen aus Lambarene«. Das feucht-heiße Klima ermüdet ungeheuer. Die nötigen Räume für die Behandlung der Kranken mußten erst errichtet werden. Auf mehr als 300 km im Umkreis war Schweitzer der einzige Arzt. Mitarbeiter unter den Schwarzen zu finden, war mühselig. Mißtrauen mußte überwunden werden. Der Kampf gegen die furchtbaren Krankheiten erforderte Mut, Erfindungsgabe und Ausdauer. 1914 begann der Krieg. Als deutscher Staatsangehöriger wurde Schweitzer interniert. Er konnte zunächst in Lambarene bleiben und die Arbeit unter erschwerten Umständen weiterführen. 1917 wurde er in ein Lager nach Frankreich gebracht, 1918 konnte er ins Elsaß zurückkehren. Seine geschwächte Gesundheit erforderte eine zweimalige Operation. Die Hilfe kam aus Schweden. Der evangelische Erzbischof Nathan Söderblom, der Vater der ökumenischen Bewegung, lud ihn ein zu Vorlesungen an der Universität Upsala. Mit Vorträgen und Orgelkonzerten in ganz Schweden brachte er die Mittel zu der Rückkehr nach Lambarene auf, zu seinem zweiten dortigen Aufenthalt von 1924–27. Zum zweitenmal verzichtete er auf eine glanzvolle Wirksamkeit in Europa, wo er unterdessen berühmt geworden war. Ein schweres Opfer war es, daß er seine Frau zurücklassen mußte; ihre angegriffene Gesundheit war den Strapazen des mörderischen Klimas nicht gewachsen. In Lambarene fand er nur noch Ruinen vor. Ein neues Spital mußte erbaut werden. Als Baumeister legte Schweitzer bei allen Arbeiten selbst mit Hand an. Er wußte, wieviel für die Schwarzen auf sein Vorbild ankam. Bis spät in die Nacht hinein saß er dann an seinem Schreibtisch über wissenschaftlicher Arbeit oder übte an seinem mit Orgelpedal versehenen Tropenklavier. Im Kampf gegen die furchtbare Müdigkeit ließ er nicht nach. Im Juli 1927 kehrte er nach Europa zurück. Vorträge und Konzerte führten ihn nach Deutschland, Holland, Schweden, Dänemark und in die Tschechoslowakei. 1928 erhielt er den Goethepreis der Stadt Frankfurt. Alle finanziellen Erträgnisse wurden wiederum für das Werk in Lambarene zurückgelegt. 13 Male im ganzen ist Schweitzer zwischen Afrika und Europa hin und her gereist. Den Aufenthalt im Frühjahr 1939 brach er plötzlich ab, weil er den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges voraussah. 1949 war er in den USA, 1959 weilte Schweitzer zum letzten Mal in Europa. 1965 konnte er seinen 90. Geburtstag in Lambarene feiern. An der Stätte seines Wirkens unter den Eingeborenen starb er am 4. September 1965.

Hätte dieser geniale Mensch seine Kraft nicht besser in Europa eingesetzt, das ja auch von geistiger und leiblicher Not bis in den Grund erschüttert war? So haben manche gefragt. Warum ging dieser Geistes-

heros zu den Primitiven? Wir kennen die Begründung, die Schweitzer selbst gegeben hat. Er hatte den Ruf Jesu vernommen. Alle anderen Erklärungen sind abwegig. Es war keine Flucht, sondern ein Aufbruch. Er hat seinen Weg nicht zur allgemeinen Regel erhoben; ein jeder muß wissen, wozu er bestimmt ist. Er selbst konnte keinen anderen Weg gehen. Er hat sein Leben preisgegeben — und hat es gewonnen. Die Verheißung Jesu ist im Leben Albert Schweitzers Wirklichkeit geworden. Der Verlust des Lebens wurde nicht nur für ihn selbst, sondern für eine ganze Welt zum Gewinn. Sein Zeugendienst fand Beachtung. Man denkt an das Wort aus der Bergpredigt: »Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.« (Matth. 5, 14). Es gab nicht viele, zu denen die Menschen aufschauen konnten. Hier war einer. Und hinter ihm tauchte ein anderer auf, die Gestalt seines Meisters. Das Wort vom Verlieren und Gewinnen des Lebens findet Erfüllung. Die europäische Wirksamkeit dessen, der auf sie verzichtet hatte, wächst von Jahr zu Jahr. Auch die äußeren Ehrungen häufen sich. Sie konnten den Kern seines Wesens nicht verändern. Er hatte Europa verlassen; er hat Europa gewonnen. Er hat das Leben gewonnen.

Es ist an der Zeit, daß wir des Begriffes gedenken, der durch Schweitzer zu einem Programm geworden ist: Ehrfurcht vor dem Leben. Über diesem Begriff ist sein großes Werk »Kultur und Ethik« errichtet, dessen beiden ersten Bände 1923 erschienen. Im Sommer 1899 war Schweitzer im Hause des berühmten Archäologen Curtius in einem geistig angelegten Gespräch mit Hermann Grimm und anderen Koryphäen des damaligen Berlins. Plötzlich sagte einer: »Ach was! Wir sind ja doch alle nur Epigonen!« »Dieses Wort schlug wie ein Blitz in mir ein«, äußerte Schweitzer im Rückblick. In jahrelangem Nachdenken gelangte er zu der Erkenntnis: Unsere kulturelle Lähmung, die in der Katastrophe des ersten Weltkrieges einen explosiven Ausdruck fand, rührt daher, daß wir keine begründete Ethik haben. Aber worauf sollen wir sie gründen? Schweitzer durchforschte die Geschichte der Philosophie und die Weltanschauung der großen indischen und chinesischen Denker. Er reflektierte über das Verhältnis zwischen dem Christentum und den Weltreligionen. Alle diese Studien wurden auch veröffentlicht. Es wurde ihm klar, daß sich unsere Ethik, d. h. unsere Lebensanschauung nicht aus unserer Anschauung von der Welt, in der wir nie zu einem Abschluß gelangen, ableiten läßt. Aber worauf soll sich Ethik gründen? Es war ein verzweifeltes Ringen, das seine Nächte in der Einsamkeit des Urwaldes erfüllte. Die entscheidende Erkenntnis kam mit der Macht und Plötzlichkeit einer Inspiration über ihn. Schweitzer befand sich auf einer Fahrt auf dem Ogowestrom. »Am Abend des dritten Tages, als wir bei Sonnenunter-

gang gerade durch eine Herde Nilpferde hindurchfahren, stand urplötzlich, von mir nicht geahnt und nicht gesucht, das Wort Ehrfurcht vor dem Leben vor mir. Das eiserne Tor hatte nachgegeben; der Pfad im Dickicht war sichtbar geworden. Nun war ich zu der Idee vorgedrungen, in der Welt- und Lebensbejahung und Etik miteinander enthalten sind! Nun wußte ich, daß die Weltanschauung ethischer Welt- und Lebensbejahung samt ihren Kulturidealen im Denken begründet ist.« Wir sind nicht darauf angewiesen, unsere Lebensanschauung aus einer Anschauung von der Welt abzuleiten. Die Natur ist »wunderbar schöpferische und zugleich sinnlos zerstörende Kraft. Ratlos stehen wir ihr gegenüber. Sinnvolles in Sinnlosem, Sinnvolles in Sinnvollem: dies ist das Wesen des Universums« (Kultur und Ethik, S. 293). »Schmerzvolles Rätsel bleibt es für mich, mit Ehrfurcht vor dem Leben in einer Welt zu leben, in der Schöpferwille zugleich als Zerstörungswille und Zerstörungswille zugleich als Schöpferwille waltet« (S. 334). »Wir haben uns zu dem großen Verzicht zu entschließen, die bisher vorausgesetzte Einheit von Weltanschauung und Lebensanschauung aufzugeben« (Selbstdarstellung, S. 38). »Ein Schiffbrüchiger ist der Wille zum Leben, der über die Welt wissend werden will; ein kühner Seefahrer der Wille zum Leben, der über sich selbst wissend wird« (K. u. E. S. 301). Und so lautet nun das Wissen über mich selbst: »Ich bin Leben, das leben will inmitten von Leben, das leben will« (Selbstdarst. S. 38). Daraus folgt: »Gut ist: Leben erhalten, Leben fördern, entwicklungsfähiges Leben auf seinen höchsten Wert bringen. Böse ist: Leben vernichten, Leben beeinträchtigen, entwicklungsfähiges Leben hemmen« (ib). In unser ethisches Verhalten ist auch unser Verhältnis zur Kreatur einzubeziehen. Schweitzer weiß, daß wir immer wieder gezwungen sind, Leben zu vernichten, um Leben zu erhalten. Aber über das Unvermeidliche darf ich nicht hinausgehen. Schweitzer verurteilt die Gedankenlosigkeit, in der wir uns mit ethischen Konflikten abfinden. »Das gute Gewissen ist eine Erfindung des Teufels« (K. u. E. S. 340). Die Mißhandlung der Tiere und alle unnötige Grausamkeit bei Versuchen ist eine Schande für die Menschheit und wirkt zurück auf unser Verhalten gegenüber den Menschen. Daß der Wille zum Leben den Menschen zwingt, anders zu sein als die Welt, ist ein Paradox, das auch die Theologie stehen lassen muß. In einem Gleichnis spricht das Schweitzer aus: »Es gibt einen Ozean. Kaltes Wasser, unbewegt. In dem Ozean aber ist der Golfstrom, heißes Wasser, das vom Äquator zum Pole fließt. Fragen Sie alle Gelehrten, wie es physikalisch vorstellbar ist, daß zwischen den Wassern des Ozeans, wie zwischen zwei Ufern, ein Strom heißen Wassers fließt, bewegt in dem Unbewegten, heiß in dem Kalten. Sie können es nicht erklären. So ist der

Gott der Liebe in dem Gott der Weltkräfte, eins mit ihm, und doch so ganz anders als er. Von diesem Strome lassen wir uns ergreifen und dahintragen.« (»Das Christentum u. die Weltreligionen«). In der Ehrfurcht vor dem Leben, in dem Verzicht auf ein in sich abgeschlossenes System der Weltanschauung und in dem Willen zu rastloser Tätigkeit und Hilfsbereitschaft wußte sich Schweitzer mit Goethe verbunden, zu dessen Gedächtnis er mehrere Reden gehalten hat. 1951 nahm Schweitzer den Friedenspreis des deutschen Buchhandels, 1954 den Friedensnobelpreis in Oslo entgegen. 1958 hielt er im Osloer Rundfunk drei Vorträge über »Friede oder Atomkrieg«, die in 9 Sprachen übersetzt wurden. Die Sorge um die immer breitere Kluft zwischen wissenschaftlich-technischem Fortschritt und verkümmerter Ethik machte ihm schwer zu schaffen. Darum weigerte er sich nicht, zu den Fragen der Weltpolitik das Wort zu ergreifen. Er war aber ungehalten, wenn sein Name für parteipolitische Propaganda mißbraucht wurde. Die Weltpolitik war für ihn ein ethisches, ein rein menschliches Problem. Der Aufruf zu der »Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten« von 1920 gibt davon ein ergreifendes Zeugnis. In den letzten Jahren erfuhren seine Person und sein Werk mancherlei Kritik. Er verzichtete auf eine Selbstverteidigung. Die Welt hatte sich seit 1913 überall und besonders auch in Afrika gewaltig verändert. Schweitzer hielt es für richtig, seinen Anfängen treu zu bleiben.

Schweitzer war kein Pietist. Er liebte ein freies Christentum fern von aller dogmatischen Enge. Er hielt es für unnötig, den christlichen Glauben in ängstlicher Apologetik gegen andere Weltreligionen abzusichern. An dem Rationalismus der Aufklärung schätzte er den Mut zum Denken und den Willen zur Tat. Seine »Selbstdarstellung« gab er in der philosophischen, nicht in der theologischen Reihe der Selbstdarstellungen im Felix-Meiner-Verlag. Aber der selbständige Denker verstand sich doch im Tiefsten als ein Jünger Jesu. Das Ergebnis seiner wissenschaftlichen Bemühung um den historischen Jesus war freilich schockierend. Der historische Jesus ist für Schweitzer nicht der freundliche Lehrer einer aufgeklärten Frömmigkeit, sondern der apokalyptische Prophet des unmittelbar bevorstehenden übernatürlichen Gottesreiches. Um es herbeizuzwingen ist er freiwillig in den Tod gegangen. Schweitzer scheut sich nicht zu erklären, daß Jesus darin einem Irrtum unterlegen ist. Der historische Jesus erfährt bei Schweitzer eine Verfremdung, mit der sich weder seine liberalen noch seine orthodoxen Gegner abfinden können. Eine ausführliche kritische Auseinandersetzung mit dem Jesusbild Schweitzers ist hier nicht möglich. Manches erscheint als zu konstruiert und die Unterscheidung, was in der evangelischen Überlieferung als Lehre des historischen Jesus oder als Niederschlag der Gemeindefrömmigkeit zu gelten

hat, ist nicht differenziert genug. Anzuerkennen ist jedenfalls der Mut zu historischer Wahrhaftigkeit, die auch vor befremdlichen Ergebnissen nicht zurückschreckt, und zugleich die innere Freiheit, mit der die Nachfolge Jesu nicht an das historische Faktum als solches gebunden wird. Entscheidend sind für uns nicht die Vorstellungen des historischen Jesus; vielmehr gilt: »Das wahre Verstehen Jesu ist das Verstehen von Wille zu Wille. Das wahre Verhältnis zu ihm ist das des Ergriffenseins von ihm. Alle christliche Frömmigkeit ist nur soviel wert, als in ihr Hingabe unseres Willens an den seinen statthat.« Und dazu ist nun ein Doppeltes festzustellen. 1. Jesus hat in seine für uns vergangene spätjüdisch-apokalyptische Vorstellung vom unmittelbar bevorstehenden Reich Gottes seine Ethik der unbedingten Liebe eingebaut. Schweitzer verweist dafür unter anderem auf die gewaltige Rede vom Gericht nach den Werken in Matth. 25. »Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan« (v. 40). »Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan« (v. 45). 2. Die damalige Reichs-Gottes-Vorstellung war ein Irrtum. Aber wir müssen ihre Dynamik aufnehmen. »Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon«. Von diesem Feuer müssen wir uns ergreifen lassen. »Nicht mehr wie die, die der Predigt Jesu lauschen durften, erwarten wir, daß das Reich Gottes sich in übernatürlichen Ereignissen verwirklichen werde. Wir halten dafür, daß es allein durch die Kraft des Geistes Jesu in unseren Herzen und in der Welt entsteht. Das einzige aber, worauf es ankommt, ist, daß wir von der Idee des Reiches Gottes so beherrscht sind, wie es Jesus von den Seinen verlangt . . . Die spätjüdisch-messianische Weltanschauung ist der Krater, aus dem die Flamme der ewigen Religion der Liebe hervorbricht.«

Man hat Albert Schweitzer ein »Genie der Menschlichkeit« genannt (Churchill). Ist Jesus für ihn auch nicht mehr als ein Genie der Menschlichkeit? Wenn ja, dann stünde das jedenfalls nicht im Gegensatz zu einem Bekenntnis zur recht verstandenen Göttlichkeit Jesu. Aber man sollte mit solchen Etikettierungen vorsichtig sein. Schweitzer war erfüllt von dem Geheimnis der Persönlichkeit Jesu, auch wenn er es nicht mit den traditionellen Formeln der kirchlichen Dogmatik umschreibt. Hören wir ihn selbst mit den letzten Sätzen aus seinem großen Werk über die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung: »Die Namen, mit denen man Jesus im spätjüdischen Vorstellungsmaterial als Messias, Menschensohn und Gottessohn bezeichnet, sind für uns zu historischen Gleichnissen geworden. Wenn er selbst diese Titel auf sich bezog, so war dies ein zeitlich bedingter Ausdruck dafür, daß er sich als einen Gebieter und

Herrscher erfaßte. Wir finden keine Bezeichnung, die sein Wesen für uns ausdrückte.

Als ein Unbekannter und Namenloser kommt er zu uns, wie er am Gestade des Sees an jene Männer, die nicht wußten, wer er war, herantrat. Er sagt dasselbe Wort: Du aber folge mir nach! und stellt uns vor die Aufgaben, die er in unserer Zeit lösen muß. Er gebietet. Und denjenigen, welche ihm gehorchen, Weisen und Unweisen, wird er sich offenbaren in dem, was sie in seiner Gemeinschaft an Frieden, Wirken, Kämpfen und Leiden erleben dürfen, und als ein unaussprechliches Geheimnis werden sie erfahren, wer er ist ...«.

Prof. D. Walther von Loewenich,  
852 Erlangen, Ebrardstr. 23